Kinder anzuwenden, so sollte dem nervösen Zustand auch in den ersten Jahren des Lebensalters eine größere Aufmerksamkeit gewidmet werden, als es zu geschehen pflegt. Das nervöse Kind ist durchaus keine Erscheinung, die auf die Großstadt und auf bestimmte Gesellschaftsschichten beschränkt ist, sondern es findet sich ebensowohl auf dem Lande wie in der Stadt, und ebensowohl in den Häusern von Bauern und Arbeitern, als in denen von Gelehrten oder reichen Kaufleuten. Sogar schon kurz nach der Geburt lassen sich garnicht selten bei dem Kinde auffallende nervöse Erscheinungen beobachten, die sich beispielsweise in einem eigentümlichen Lachen, in einer andern Verzerrung der Gesichtszüge, in krampfartig erscheinendem Rollen der Augapfel und in allerhand anderen nicht normalen Bewegungen bekunden. Dazu können Schlaflosigkeit, Reizbarkeit, langes Schreien und Weinen ohne erkennbare Ursache, und auch Krämpfe kommen. Diese Erscheinungen sind samt und sonders nicht als eine Erkrankung der Nerven an sich zu betrachten, sondern als Folgen anderer Krankheiten oder Verstimmungen, die aber gerade beim Kinde besonders sorgfältig beachtet werden müssen, weil sie auffälliger auftreten als andere Merkmale der eigentlichen Erkrankung. Die Krämpfe, während des Zahnens werden freilich ohne weiteres auf die richtige Ursache zurückgeführt, weil diese Zeit jeder Mutter als die bedenklichste im Leben des Säuglings bekannt ist. Aber auch bei einer Lungenentzündung können die nervösen Folgen so stark sein, daß sie das Augenmerk von der Krankheitsursache selbst ablenken und vielleicht eine falsche Behandlung veranlassen. Zieht man die Grenzen des Kindesalters weiter, so lassen sich mehrere Arten von nervösen Kindern je nach der Ursache ihres unerfreulichen Zustandes unterscheiden. Dr. Roß nimmt im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung deren drei an und kennzeichnet sie als solche von psychischer Ueberempfindlichkeit, von psychischer Unterempfindlichkeit, und von einem zwischen Niedergeschlagenheit und Reizbarkeit schwankenden Zustand. Die überempfindlichen Kinder sind gewöhnlich von zartem und schmächtigem Körperbau und von einem über ihr Alter hinaus entwickelten Geist. Die zu wenig empfindlichen Kinder kommen seltener vor und sind meist umgekehrt durch Wohlgenährtheit oder gar durch eine Neigung zur Fettsucht gekennzeichnet. Phlegma und Teilnahmlosigkeit gegen Reize von außen her sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Die allerhäufigste Klasse ist die der Kinder mit heftig schwankendem Temperament. Sie überlassen sich zeitweise einer überschwänglichen Zärtlichkeit gegen ihre Umgebung und verfallen dann Dieser ohne erkennbare Ursache in einen gleichgültigen, streitsüchtigen oder mürrischen Zustand. Ebenso wechselt ihr Verhältnis zu den Spielen oder Schularbeiten, die zeitweise mit wahrer Begeisterung und zu andern Zeiten mit Unlust oder Widerwillen aufgenommen werden. Die Nervosität des Kindes offenbart sich besonders deutlich in dem Mangel an Widerstandsfähigkeit gegen besondere Einflüsse von außen her, z. B. bei einem starken Gewitter oder bei dem Anblick einer Wunde oder auch nur eines Blutropfens. Es kommt dann bei solchen Kindern zum Erbleichen, zu Schwindel oder völliger Ohnmacht. Aber auch das Umgekehrte tritt ein, daß ein solches Kind sich in dauernder Bewegung befindet. Alle Augenblicke wechselt es zwischen Stehen, Sitzen und Herumlaufen. Hände und Füße sind in ewiger Unruhe. Je schlimmer der Zustand ist, desto mehr Organe werden davon beeinflußt. Besonders auffällig ist natürlich ein nervöses Zucken der Gesichtsmuskeln. Nicht selten kommt es auch zu krampfähnlichen Schmerzen innerer Organe, besonders in der Blasengegend. Außerdem sind häufige und dauernde Kopfschmerzen ein bedauernswertes Kennzeichen der kindlichen Nervosität. So sehr man sich in Acht nehmen muß, solche Erscheinungen bei Kindern lediglich aus der Vererbung zu erklären, läßt es sich doch nicht bestreiten, daß besondere Anlagen von beiden Eltern her in dieser Weise zum Ausdruck kommen können. Immerhin hat es nach den wissenschaftlichen Beobachtungen den Anschein, daß die Nervosität von mütterlicher Seite viel häufiger auf die Kinder übertragen wird als die Nervosität des Vaters. Von dieser Seite droht namentlich der Alkoholismus mit Folgen dieser Art, doch wird es immer schwer sein, zu entscheiden, wie viel daran die erbliche Veranlagung und wie viel die ungeeignete Behandlung durch solche Eltern verschuldet hat. Die Ursachen der kindlichen Nervosität im einzelnen können fast unendlich vielfacher Art sein. Zunächst kommt dafür eine ganze Reihe von Krankheiten oder Zufällen in Betracht, wie eine Gehirnerschütterung, Sonnenstich, ansteckende Kinderkrankheiten, ferner angeborene Bleichsucht, Zuckerkrankheit und andere Leiden. Gerade angesichts einer Gefahr sollten die Kinder mit doppelter Sorgsamkeit vor allen Störungen des körperlichen und geistigen Gleichgewichts durch schlechte Lektüre, durch ungeeignete Vergnügungen, durch ungleichmäßige und gereizte Behandlung und anderes in Acht genommen werden.

Lustige Ecke.

* Doppelte Freude. A.: „. . . . Wissen Sie, Sie sollten sich schon Ihrer Frau zulieb über den Besuch Ihrer Schwiegermutter freuen! Geteilte Freude ist . . .“ — B.: „Stimmt ja! Meine Frau freut sich, wenn sie kommt, und ich freue mich, wenn sie wieder geht.“

* Zur Mode. Dame: „Was die Frau Doktor immer mit ihrem Anwesen renommiert! Da hab' ich mehr Blumen auf meinem Hut, als sie in ihrem Garten!“

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 44:

„Rätsel“.

Richtige Lösungen gingen ein 72. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 89. Das Rätsel wurde richtig gelöst von:

aus Halle: J. Polikeit, Frau Hedwig Krämer, Grechen Franke, Rudolf Troitzsch, Mücklomeit, Elsa Bilke, Frau Anna Brauner, R. Küpp, Joh. Mast, Elsa Mast, Otto Linde, Frau Auguste Reuter, Fritz Dieß, Frau Bipplinger, Sophie Pape, W. Kapka, Gertrud Kröner, Georg Ebert, Müller, L. Greulich, Anna Schütze, Lina Lässig, Wilhelm Förster, P. Najork, Frau Martha Fischer, Ernst Götze, Gustav Bierbrauer, Fr. Galtze, M. Jentzsch, Lenchen Himburg, Alma Tobias, Max Gründer, Frau Krüger, Hermann Franz de Lacroix, Otto Kopsch, Elisabeth Lammert, Frau vom Hagen, Elsa Wolf, Frau Dr. E. Kleemann, Frau Mimi Bipplinger, Joh. Streit, M. Böge, Walter Schluricke, L. Pieper, Paul Kaiser, Alfred Falke, Johanna Ballhausen, Frau Fr. Böhmelt, Frau L. Böhmelt, K. Schauer, Käthe Heinold, Adelheid Breitfeld, Gertrud Böge;

von auswärts: Erna Stöbe, Laucha, Elisabeth Hahnemann, Laucha, Lina Oertel, Breslau, Zahnarzt Reuter, Wilhelmshaven, Dorothea Weber, Bitterfeld, Frida Baum, Könnern, Augenarzt, Könnern, Wilhelm Stöber, Leutschenthal, M. Zenker, Merseburg, Margarethe Schröder, Merseburg, Karl Freggang, Merseburg, Margarete Linde, Körnitz, Oskar Dietrich, Wernigerode, Emma Strätz, Bitterfeld, Wilhelm Rühlendorf, Ammendorf, Frau Anna Laue, Jeßnitz, Oskar Westphal, Zörbig, H. Lehmann, Löbejün, A. Heydatsch, Kösen.

Die Prämie: Lenaus Gedichte, eleg. geb.

entfiel auf Paul Kaiser, hier.

Rätsel.

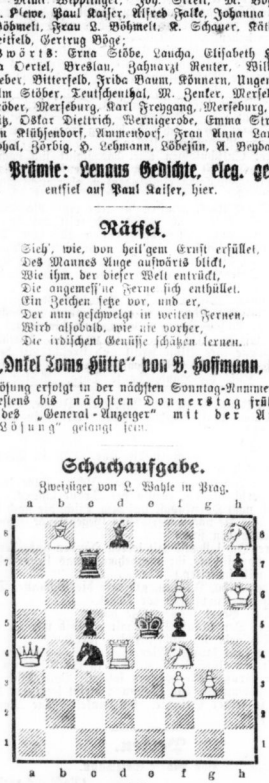
Sieh', wie, von heil'gem Ernst erfüllet,
Des Mannes Auge aufwärts blickt,
Wie ihm, der dieser Welt entrückt,
Die angemess'ne Ferne sich enthüllet.
Ein Zeichen setze vor, und er,
Der nun geschwelgt in weiten Fernen,
Wird alsbald, wie ehe vorher,
Die irdischen Genüsse schätzen lernen.

Prämie: „Onkel Toms Hütte“ von B. Hoffmann, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von L. Wahle in Prag.



Weiß. (9+7)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 43.
(Dreizüger von Teichmann u. Feigl.)
W. Kg8, Da7, Lb7, f4, Se7, g2, Be2, e5, e6, h3.
Schw. K f5, La1, b1, Se1, Ba2, b6, d4, e7, f6, g3, h4, h5.
1. Da7—a6, b5; 2. Sd5.—
1. . . . . ., Le2; 2. Df1.—
1. . . . . ., d3; 2. Da8.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knischbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 45 — Halle a. S., den 6. November — 1910

Der Dieb.

Von Ruth Goetz.

In tiefer Finsternis lag der Raum. Der Regen schlug stoßweise gegen das Fenster, der Sturm pfiff leise, dann lauter und immer lauter, bis er endlich von dem heraufrollenden Donner übertönt wurde.

Mit einem tiefen Seufzer richtete Helene sich in die Höhe — — jedesmal, wenn sie im Begriff war, einzuschlafen, wurde sie von dem Tosen des Wetters aufs neue aufgeschreckt. Merkwürdig, wie nervös sie geworden war, hier in diesem vornehmen Erholungsort, wo sie Unterhaltung und Zerstreuung zu finden gehofft hatte. — Kam es daher, daß sie so allein geblieben war unter dem eleganten Publikum. Manchmal schien es ihr, als hätten die Menschen eine Scheu, sich ihr zu nähern — und dennoch dürstete sie seit Jahren nach einem freundlichen herzlichen Wort — und dennoch sehnte sie sich mit jeder Fiber nach dem, was die Menschen Glück nennen.

Sie stützte den Kopf in die Hand und sah mit brennenden Augen hinein in die Dunkelheit. War sie mit ihren 28 Jahren denn wirklich schon so alt, daß sie kein Anrecht mehr hatte auf die Freuden des Lebens? Was nutzte ihr ihr Vermögen, ihre Unabhängigkeit, wenn sie glücklos allein durchs Leben gehen mußte.

Der Halbschlummer senkte sich hernieder und schloß ihre Augen, die Gedanken begannen sich zu verwirren — — sie hörte ganz leise wie aus weiter Ferne ein dumpfes Rollen, das sich verlor und dann wieder näher kam. Plötzlich fuhr sie erschreckt empor. Ein furchtbarer Donner krachte und gleichzeitig tobte der Sturm mit einer solchen Wucht gegen das Haus, als wollte er es emporheben und die Wände zerschmettern.

Und da — — war es Täuschung? — — Helene richtete sich mit einem jähen Ruck in die Höhe. — — Ein anderes, fremdartiges Geräusch — — es tönte aus dem Nebenzimmer herein — — wie menschliches Regen — — leise — — dumpf — jetzt ein Ton, als wäre ein Stuhl nur wenig, aber plötzlich von der Stelle gestoßen. — — Und sie hörte es mit geschärften Sinnen — — ein Schritt — — leise — — vorsichtig — — aber er kam näher und immer näher. — — Sie wollte aufschreien, doch der Ton erstarb ihr in der Kehle, ihr Herz hämmerte, daß sie seine Schläge zu hören glaubte — und in ihrem Körper fühlte sie eine Starrheit, daß sie keine Bewegung machen konnte. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie einige Augenblicke wie leblos in den Raum — — da kehrte ihre Besinnung zurück, ihre Hand tastete nach den Streichhölzern, dann ließ sie sie stehen, erhob sich ohne jedes Geräusch von ihrem Lager, warf ein Kleid über und blieb auf dem Bettrand sitzen. Ihre Zähne schlugen aneinander, doch mit aller Willenskraft beherrschte sie sich. — — — —

Mit vorsichtigen Schritten, fast schleichend bewegte sich etwas vorwärts, hielt eine Sekunde lang inne, dann kam es näher — — näher — — und nun — — Helene faßte mit einer jähen Bewegung nach dem Herzen, ihre Augen weiteten sich — — sie preßte die Hand auf den Mund — — — — im Rahmen der Tür stand ein Mann.

Sie öffnete angstvoll den Mund, als müßte endlich ein Schrei ihre grauige Angst auslösen, doch brachte sie keinen Ton hervor. Regungslos saß sie da, ihre Augen, die sich an das Dunkel gewöhnt hatten, beobachteten scharf die Umrisse seiner hohen Gestalt und ihr Hirn arbeitete fieberhaft. — Wer war der Fremde, was wollte er von ihr, wollte er sie berauben — — ermorden? — — In ihrem namenlosen Entsetzen glaubte sie, einen Revolver in seiner Hand blitzen zu sehen. — — Für einen Moment verließ sie wieder die Besinnung, das Zimmer schien sich mit ihr im Kreise zu drehen, rote Funken tanzten vor ihren Augen, die sich allmählich in gelbe, schwingende Kreise auflösten. — — Jetzt kam er näher, trat an den kleinen Tisch, auf dem die Juwelen lagen — und rührte sich nicht mehr.

Und nun zuckte ein Blitz herein, flammend rot, sekundenlang anhaltend, als öffnete sich der Himmel. Mit einem Blick hatte sie seine Gestalt umfaßt, hatte sie gesehen, daß seine Kleidung nicht die eines Einbrechers war, daß sein Gesicht einen intelligenten, aber ängstlichen, düsteren Ausdruck hatte. Da kam eine plötzliche, ganz unmotivierte Ruhe über sie; sie tastete nach dem Tisch — — ein Streichholz flammte auf, bald darauf brannte die Kerze. — — Der Mann an dem Tische machte eine Bewegung, als ob er vornüber hinstürzen wollte, dann hielt er sich mühsam fest und nur die Augen leuchteten seltsam starr aus dem leichenhaft bleichen Gesicht, als Helene jetzt hochaufgerichtet vor ihn hintrat: „Was — — — was — —?“ brachte sie mühsam hervor, und es war ihr, als sei es gar nicht sie, die das Wort sprach, so dumpf und fern klang ihr ihre eigene Stimme. Wortlos sahen sie sich eine Weile an, er mit scheuem Blick, sie prüfend und fragend.

Plötzlich tönte von der Wand her, murmelnd, wie ein ersticktter Ton: „Verzeihen Sie mir — —“

Sie antwortete nicht, sondern blickte ihn noch immer schweigend an. Jede Furcht, jede Bangigkeit war von ihr gewichen. Sie fühlte nur das Sonderbare, das Ungewöhnliche des Augenblicks, und in ihrer Seele regte sich etwas wie Neugierde, wie ein Interesse für das Problem, das da lebendig, bleich und voll tiefster Verlegenheit vor ihr stand.

„Sie haben sich in der Tür geirrt?“ fragte sie endlich scheinbar gleichgültig.

„Nein“, antwortete er leise, aber fest.

Ueberrascht hob sie den Kopf. Einige Sekunden herrschte wieder tiefe Stille. Dann sagte er langsam, in seinem bisherigen dumpfen Ton: „Ich wollte Sie bestehlen.“

„Mich — bestehlen?“ wiederholte sie fast mechanisch.

„Nicht gerade Sie, wer es eben war, der hier wohnte. Ich wußte es nicht. Ich setzte voraus, daß ich etwas finden würde. Und einige Augenblicke, nachdem ich gekommen war, öffneten Sie schon die Tür. Ich flüchtete mich ins Nebenzimmer, versteckte mich und wartete, bis ich glaubte, daß Sie schliefen.“

„Warum sagen Sie mir das?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Ich weiß es nicht“, antwortete er in mattem Ton. „Ich glaube, ich muß es sagen. Ja — — ich wollte stehlen — — aber — — ich bin kein Dieb — — ich habe es nie getan — — Verzeihen Sie, daß ich Sie erschreckt habe — —. Wenn Sie jetzt Leute rufen wollen und mich der Polizei übergeben — — —“

„Nein“, sagte sie ruhig, „gehen Sie!“

Er löste sich langsam von der Wand los und machte eine Bewegung, als wollte er in das anstoßende Zimmer schreiten, dem Ausgang zu.

Da regte sich plötzlich etwas in ihr, etwas ihr Unverständliches, etwas wie Mitgefühl, und ohne daß sie es hemmen konnte, fragte sie rasch: „Wenn Sie es noch nie getan haben — warum — — warum? — — —“

Er blieb stehen und wandte den Kopf ab. „Die Not“, sagte er leise. „Dies — — oder Selbstmord! — — —“

„Aber —“ wandte sie ein.

Er lehnte wieder müde an der Wand.

„Ja, ich weiß, wenn ich auch nichts genommen habe, bin ich trotzdem ein — — —“ er unterbrach sich, fuhr aber langsam fort: „Ich wohne hier in diesem Hotel seit drei Tagen. Ich wollte hier mit einem Freunde zusammentreffen, der mir geholfen hätte. Da telegraphierte er, daß er nicht kommen könne. Und jetzt bin ich ohne Geld — — — ohne Ausweg — — — ich kann mein Hotel nicht bezahlen — — nicht weiterreisen — — verloren, so oder so — —.“

Sie betrachtete ihn jetzt noch schärfer. Seine Kleidung verriet den Mann der besseren Stände, sein bleiches Gesicht trug den Ausdruck eines gebildeten Menschen. In ihrem Herzen krampfte sich etwas zusammen.

„Was sind Sie? Welchen Beruf —?“ fragte sie plötzlich.

„Ingenieur“, antwortete er.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19101106023/fragment/page=0001

„Ohne Stelle — — ohne Beschäftigung —?" fuhr sie fort.

„Ich habe mich in der letzten Zeit mit einer Erfindung beschäftigt, alles, was ich hatte, ging drauf — — ich hoffte — — mein Freund — —"

„Und stehen Sie denn allein da — — ohne andere Hilfe — — Eltern — — Verwandte?"

„Allein — — ganz allein!"

Sie erhob sich von ihrem Sitz und schritt an ihm vorbei zum Fenster. Eine Weile blickte sie hinaus in die dunkle Nacht. Aus der Ferne tönte das Rauschen des erregten Meeres und der Regen schlug an die Scheiben, Tropfen um Tropfen. Und dorthin zum wildschäumenden Meere mußte der Mensch hinaus, der jetzt hinter ihr stand, hinaus, um nie mehr zu den Lebenden zurückzukehren — — — oder zum Verbrecher zu werden — — —.

„Nein, es darf nicht sein", sagte sie sich. „Bin ich nicht auch einsam und verlassen, wie er — — — nur, daß ich nicht Not leide. Und wenn mein Reichtum nicht wäre?" — — Sie dachte den Gedanken nicht zu Ende.

„Sie werden jetzt gehen?" fragte sie, ohne den Kopf nach ihm zu wenden.

Er antwortete nicht; sie hörte nur, wie sein Körper sich regte.

„Wohin?" fragte sie wieder rasch und fast schroff.

Er blieb stehen und blickte zu Boden.

„Es ist doch alles vorbei, es ist doch alles gleichgültig", murmelte er.

„Und Ihre Erfindung? Ihre Zukunft?"

Er machte eine Geberde verzweifelter Resignation.

„Zukunft!" wie ein Echo hörte es sich an, so leise sprach er. „Wenn ich nicht ein Ende mache — — morgen läßt mich der Hotelier verhaften — — ich kann ja nicht zahlen — — also lieber das Ende."

Sie blickte ihn fest an, als wollte sie seine Gedanken hinter seiner Stirn lesen. Dann sagte sie langsam, mit einer gewissen Trockenheit, als wollte sie zeigen, daß ihr Gefühl nicht dabei beteiligt sei: „Ja — — vielleicht wäre es etwas — —. Ich habe ein gewisses Interesse an Erfindungen, die auf diesem Gebiete gemacht werden — — ich möchte Ihnen helfen — — ich meine natürlich — ich will Sie aus Ihrer Lage befreien, um Ihnen die Vollendung Ihrer Aufgabe zu ermöglichen — —"

Ein dumpfer Schrei, ein unartikulierter Ton, daß sie zusammenschrak. Im nächsten Moment lag ein Körper neben ihr, in sich zusammengebrochen, zwei Hände hielten ihre Hand und sie fühlte, wie Träne um Träne darauf fiel.

„Stehen Sie auf", sagte sie erschüttert und ganz leise. Sie fühlte, wie ihr etwas vom Herzen in die Kehle stieg, wie sich etwas Feuchtes in ihr Auge drängte, was sie nicht zeigen wollte.

Nun huschte sie zur Tür, öffnete sie leise, blickte hinaus und schloß sie rasch wieder.

„Sie müssen jetzt gehen", sagte sie fast befehlend. „Und kommen Sie morgen vormittag wieder — — morgen vormittag — —."

Die Tür fiel hinter ihm zu. Helene horchte auf seine sich entfernenden Schritte.

Plötzlich griff sie mit einer unwillkürlichen Bewegung an ihr Herz. — Es klopfte in heftigen raschen Schlägen — — schneller, als es seit langem geklopft hatte.

Der Nachlaß.

Szenen von Franz Molnar.

Autor. Uebertragung von Alfred Eisler.

Der Schauplatz ist eine bessere Hofwohnung, die augenblicklich unsichtbarer ist, da sämtliche Insassen an der Leichenfeier teilnehmen. Die pensionierte Witwe, die darin gehaust hat, ist verschieden und heute nachmittag zu Grabe getragen worden.

Die Bizewirtin kommt die Treppe herauf, öffnet die Tür und betritt die Wohnung. Langsam streift ihr Blick über die Möbel, dann geht sie in die Küche hinaus, und obwohl von Haus aus ehrlich, sinnt sie nach, wie sie ein Küchengerät von kleinerem Umfang unauffällig einstecken könnte. Sie konstatiert mit Bewunderung, daß die kleineren Geräte bereits fort sind.

Das Dienstmädchen (kommt mit rotgeweinten Augen, in schwarzem Kleid und schwarzem Kopftuch, über die Treppe): Was suchen Sie da, Madame?

Die Bizewirtin: Ich hab vom Tor aus bemerkt, daß Sie schon heimkommen. Da bin ich raufgekommen, um Ordnung zu machen. War's schön?

(Das Dienstmädchen bricht in Tränen aus. Lange Pause.)

Die Bizewirtin: Ach, Fräulein, es ist mir nicht darum zu tun, aber mein Sieb ist total kaput, so daß . . . nun ja, wenn Sie keine Verwendung für das Sieb haben täten . . . Sie wird das Sieb ja nicht mehr in die Hand nehmen . . .

Das Dienstmädchen: Es muß alles am alten Platz bleiben. Der Sohn von der Frau ist da und schreibt alles genau auf. (Geht in ihre Kammer, um festzustellen, daß sie das Sieb an einem sicheren Orte versteckt hat).

(Die Verwandten steigen die Treppe herauf).

Der Sohn der Witwe: Nehmt Platz . . . Marie, gibt's was Genießbares im Hause?

Das Dienstmädchen (geht mit trauriger Miene von einem zum andern): Ein wenig Kompott . . .

Eine Dame: Geben Sie's her! Haben Sie viel Eingemachtes?

Das Dienstmädchen: So etwa zwanzig Gläser.

Die Dame: Arme Tante Luise, sie war eine ausgezeichnete Hausfrau! Mein liebes Kind, legen Sie fünf Gläser in einen Korb, ich will was zum Andenken mitnehmen, es ist ja doch keiner hier, der davon ißt. (Weint aufrichtig.)

Der Sohn: Laßt doch, laßt! (Drückt sich in eine Ecke des Diwans und blickt vor sich hin. Leises Gespräch. Die Frauen gehen ein und aus.)

Eine andere Dame (seufzt): Ja, ja, so geht's im Leben.

Die Erste: Alles ist vergänglich!

(Der Sohn erhebt sich, geht zum Schrank und öffnet ihn. Nimmt eine Zigarrenschachtel heraus, in der eine Menge Kleinigkeiten sich befinden: Ringe, Schnallen, Schmuckknöpfe, ein Damenhutvogel, einige Broschen, Armbänder, eine goldene Uhr und eine Kette. Streut den Inhalt auf den Tisch.)

Der Sohn: Nehmt etwas zur Erinnerung an die Verblichene. (Tiefe Stille. Niemand wagt an die Wertgegenstände heranzutreten.)

Der Sohn: Wählt Euch irgend eine Kleinigkeit aus!

Eine Dame (kommt näher und stochert in dem Haufen herum): Was die Aerzte alles gehabt hat! . . . (Betrachtet mit gierigen Blicken die Uhr und die Kette.)

Eine andere Dame: Ich . . . ich nehme irgend einen wertlosen Gegenstand . . . diesen Knopf. Oder lieber diese Schnalle. (Schielt auf die Uhr.)

Die Erste: Nun, willst Du die Schnalle nicht?

Die Andere: Nein. (Sie weiß, wenn sie jetzt die Schnalle wählt, begibt sie sich auch der Aussicht auf die Uhr.)

Die Erste (zu einem kleinen Mädchen): Julchen, da, nimm die Schnalle. Sie hat der armen Tante Luise gehört. (Ueberzieht dem kleinen Mädel die Schnalle, um auf diese Weise den wertlosen Gegenstand aus dem Haufen zu entfernen.)

Die Andere: Hier, Julchen, da hast Du auch den Knopf.

Julchen: Danke. (Sieht auf die Uhr hin.)

Die erste Dame: Wer möchte den Vogel? (Tiefes Schweigen. Keiner will sich durch den Vogel seines Anrechtes auf die Uhr begeben. Allgemein überwiegt die Meinung, die Uhr bleibe zu allerletzt, es bekäme sie daher derjenige, der sich als letzter meldet. Wie gesagt, tiefe Stille.)

Eine dritte Dame: Julchen, möchtest Du nicht diesen Vogel?

Julchen (blickt auf die Uhr): Nein. Da nehmt auch die Schnalle und den Knopf zurück. (Legt Schnalle und Knopf rasch auf den Tisch.)

Die erste Dame: Das gibt es nicht. Schnalle und Knopf gehören Dir. (Greift die Gegenstände aus dem Haufen und nötigt sie Julchen wieder auf.) Steck nur hübsch ein, was Du bekommen hast. Hier darf man nicht wählerisch sein. Schämst Du Dich nicht?

Julchen (fängt an zu schluchzen und steckt, da sie sich aller Hoffnungen beraubt sieht, Schnalle und Knopf ein): Dann . . . dann möcht ich auch den Vogel. (Rasch reichen ihr gar drei auf einmal den Vogel. Julchen ist abgetan und zieht sich zurück. — Große Pause.)

Die erste Dame: Wie niedlich diese Uhr ist! (Lange Pause.)

Eine Andere: Nicht wahr, die behältst Du, Mundi?

Der Sohn: Ich denke nicht daran . . .

(Alle treten an den Tisch heran.)

Die erste Dame (nimmt die Uhr in die Hand): Eine entzückende kleine Uhr (zieht auch die Kette aus dem Wust heraus) und welch nettes Kettlein. Nicht wahr, die gehört dazu?

Die Andere: Natürlich. Steck sie doch an! (Sie kalkuliert: Auf alle Fälle ist es besser, die Uhr mit, als ohne Kette zu bekommen. Dasselbe fühlt auch die andere, steckt also hastig und entschlossen die Kette in den Ring der Uhr.)

Eine Dame (ein wenig nervös): Recht so. Aber leg die Uhr wieder hin!

Die Vorige (ohne darauf zu achten): Arme Tante, sie hielt sehr viel auf diese Kette. Erinnert Ihr Euch, wie elegant sich dieses dünne goldene Kettchen auf ihrem schwarzen Seidenkleide ausnahm? Sie trug's so, geht! (Macht die Probe. Große Bestürzung.)

Die Andere: So ähnlich. Leg sie aber jetzt ab.

Die Vorige (streift sie von ihrem Halse, läßt sie aber noch nicht los): Sie hatte sie von ihrem verstorbenen Mann bekommen.

Die Andere: Ja, ja, leg sie doch auf den Tisch.

Eine Dritte (energisch): Leg sie doch endlich hin, hörst Du denn nicht!

Eine magere Dame: Hier liegt ein Armband aus schwarzem Horn. Ein Trauerschmuck. Wer will's haben? (Niemand gibt Antwort.)

Die magere Dame: Hier ist eine Brosche aus Ischl, ein Andenken an Ischl. Wer reflektiert darauf?

Einige (lauthezig): Nimm doch beides.

Die magere Dame: Ich war niemals in Ischl. (Legt die Brosche zurück.) Eine herrliche Uhr! Geben Sie mal her, ich möchte mir das Ding anschauen.

Eine Dame: Gib sie ihr!

Mehrere: Ja, ja, gib sie ihr. Sie soll sich die Uhr anschauen (Sie sind alle der Meinung, die Uhr wäre schon zu lange in den

Händen der ersten Dame, und hoffen, daß ihr bei der mageren Dame keine Gefahr drohe.)

Die vorige Dame (reicht ihr die Uhr, behält aber das Ende der Kette in der Hand): Doppelkapsel!

Die Magere: Lassen Sie doch die Kette los!

Die Vorige: Es geht auch so. (Die Kette reißt, wodurch mit einemmal offenkundig wird, daß beide daran gezogen haben. Allen krampft sich das Herz zusammen, weil jeder einzelne fühlt, daß ein wirklich heftiger und ernster Kampf um die Uhr entbrannt ist.)

Die Magere: Na, da haben Sie die Kette zerrissen!

Die Vorige: Durchaus nicht! Sie waren es!

Die Magere: Ich? Wie können Sie sich unterstehen . . . (Plötzlich bemerkt sie, daß der größere Teil der Kette mit der Uhr in ihrer Hand geblieben, und daß sich die Uhr auch so ganz gut ausnimmt.) Nun, das ist weiter kein Malheur.

Eine Dame, die bisher geschwiegen: Wo ist das Andenken aus Ischl? (Tritt ihrerseits an die Uhr heran.)

Die Vorige: Na, na, na. Sachte. (Drängt sie zurück.)

Die neue Dame: Darf ich mal die Uhr auch ansehen?

Alle (zur Mageren): Geben Sie sie ihr! (Denn es ist die Hauptsache, daß die Uhr nicht allzu lange in einer Hand bleibt und eher in die Hände von Quisisbern kommt, als daß sie bei denen bleibt, die durch energischeres Interesse bereits ihren Anspruch darauf bewiesen haben.)

Die Magere (reicht ihr die Uhr): Doppelkapsel!

Die neue Dame (gelassen): Na, also, ich meinerseits möchte sie haben. (Allgemeine Verblüffung darüber, daß diese so komplizierte scheinende Frage so einfach erledigt worden ist.)

Die vorige Dame (nervös): Pardon, Sie haben das Ischler Andenken verlangt.

Die neue Dame: Ich? Ich habe bloß gefragt, wo es ist. (Will die Uhr in ihren Pompadour stecken.)

Eine Dame: Entschuldigen Sie, das schickt sich noch nicht!

Eine andere: Das ist ein wertvoller Gegenstand. Man nimmt irgend eine kleine Nippsache, ein Andenken, aber nicht eine goldene Uhr mit Kette.

Die neue Dame (steckt gelassen die Uhr ein): Na, wählen Sie doch Nippsachen! (Zieht sich zurück und tritt vor den Spiegel, nestelt an ihrem Hut. Allmählich rücken alle vom Tisch weg, der in diesem Augenblick kein Interesse mehr bietet, und gruppieren sich um die Dame, die mit ihrem Gesicht zum Spiegel steht. Alle schauen in den Spiegel, mustern ihre eigenen Mienen und sprechen zu ihr.)

Die erste Dame: Sie haben das Beste eingesteckt!

Die Dame mit der Uhr: Nun ja, eine mußte sie doch wählen!

Eine andere: Lassen Sie mir wenigstens die Kette!

Die Dame mit der Uhr: Die ist ja zerrissen. (Zieht mit der linken Hand vorne ihre Bluse straff und streicht mit der rechten von oben nach abwärts.) Lebe wohl, Edmund.

Der Sohn: Küß' die Hand, Tante Dora. Vielen Dank für Ihre Güte.

Tante Dora (denn sie ist es): Laß, mein Junge, Du weißt ja, wie lieb ich Deine Mutter gehabt habe. (Bricht in Tränen aus und eilt hinaus.)

(Große Pause.)

Die vorige Dame: Futsch ist die Uhr. (Ist in Verzweiflung, steckt aber den Rest der Kette in die Tasche.)

Die Magere: Wo ist wenigstens das Ischler Andenken? (Das Andenken ist verschwunden, ebenso der Trauerschmuck. Jetzt befinden sich bloß noch Hornknöpfe auf dem Tisch, die nach dem Verschwinden der Uhr die nächst wertvollen Gegenstände avanciert und ebenfalls verschwunden sind.)

Die Magere: Ich soll also mit leeren Händen ausgehen? (Julchen fürchtet, man könnte ihr wegnehmen, was sie erhalten, steht rasch auf und will forteilen.)

Die Magere: Heda, Julchen, gib mir die Schnalle, Dir bleibt ja immer noch der Knopf und der Vogel.

Julchen: Den Vogel können Sie haben.

Die Magere: Den kannst Du behalten. Gib mir die Schnalle!

Julchen: Die gebe ich nicht. (Will fort.)

Die Magere (mit saurer Miene): Gut . . . also her mit dem Vogel. (Steckt den glasäugigen Kolibri in ihr Töschchen und entfernt sich ohne Gruß. Die anderen folgen. Vom Tisch sind auch die Knöpfe verschwunden. Die Wohnung bleibt leer, nur der Sohn weint einsam in seiner Sofaecke. Es dunkelt. Die Magd zündet die Lampe an.)

Perlen.

Von Marie Salzmann.

(Nachdruck verboten.)

Wie Seel' und Leib sind Perl' und Muschel eins,
Doch ist es eine Einheit nur des Scheins;
Erst wenn gesprengt die Hülle, offenbart
Die Perle ganz den Lichtglanz ihres Seins.

Mirza Schaffy.

So unbeständig Königin Mode ist, einzelnen Juwelen gelang es, gänzlich unabhängig von ihrer Herrschaft sich selbst einen bleibenden Thron zu sichern. Sie sind zeitlos geworden und haben sich in der Erscheinungen Flucht, im Gange der Jahrtausende hohen Wert und höchste Schätzung erhalten. Obgleich diese Kleinode schon in grauer Vorzeit die Frauen zierten, gelten sie noch heute als köstlicher Schmuck und werden auch in spätesten Tagen in Ehren gehalten werden.

Die Perlen wurden in der alten Welt vor allem auf Ceylon, im persischen Golf und an der Koromandelküste gefischt, jenseits des atlantischen Ozeans gewinnt man sie besonders in der Bai von Panama, an der Küste von Kolumbia, im Golfe von Nicoja, in Kostariba und auf der Insel Margarita, in Westindien. Sie sind verschieden an Farbe, Größe und Gestalt. Am zahlreichsten sind die weißen, doch gibt es auch gelbliche, rote, purpurne, schwarze, ja selbst grüne Perlen. Die runden Exemplare, die bis zu Walnußgröße vorkommen, führen die Namen Perlentropfen oder Perlenaugen, die unregelmäßig geformten nennt man Barockperlen, die ganz kleinen Exemplare heißen Lot- oder Saatperlen. In Museen und Sammlungen, wie in der kaiserlichen Schatzkammer in Wien, im grünen Gewölbe in Dresden kann man entzückende Perlen bewundern.

Auch in der Poesie spielt die Perle eine Rolle, sie ist in allen Zungen besungen und aller Zeiten der Inbegriff der Schönheit und Trefflichkeit; sie ist die Inkarnation des Herrlichsten, das Höchste, womit das Weib verglichen werden kann.

Natürlich hat der Aberglaube nicht versäumt, die Perlen in sein Bereich zu ziehen. Im Traum gesehen, weissagen sie Tränen, und von der Braut getragen, bedeuten sie ebenfalls Tränen in der Ehe. Der Sage nach wohnt den Perlen, besonders Erbperlen, die Prophetenkraft in der Weise inne, daß sich ein köstlich weißes Perlenauge dunkel färbt, wenn einem Familienmitgliede Tod oder Unheil droht. Die stets schaffende Phantasie hat auch der Perle Ursprung mit Poesie umwoben. Eine orientalische Mythe erzählt, Perlen seien Tränen, die den Augen der Engel entquollen, ins Meer gesunken und von den Muscheln aufgenommen wurden.

Eine griechische Sage kündet, Eros, der Liebesgott, habe, in den Wolken schwebend, Tautropfen auf den Ozean niedergeträufelt, Amoretten haben sie in Muscheln gesammelt und in Perlen verwandelt.

Das älteste dieser Juwele ist die Perle, die so vollendet aus der Werkstatt der Natur hervorgeht, daß sie ein prächtiges Geschmeide bietet, ohne sich irgend welcher Prozedur unterziehen zu müssen. Schon die phönizischen Kaufleute brachten Perlen in den Handel, bei den Hellenen geschieht ihrer durch Theophrastus von Lesbos, einem Schüler des Aristoteles, zuerst Erwähnung, doch nahm sicherlich schon die schöne, geistvolle Aspasia perlengeschmückt an den Symposien teil, die Perikles für seine Freunde veranstaltete. Nach Rom soll die Perle erst während der Kriege gegen den numidischen König Jugurtha, über den Metellus im Jahre 106 v. Chr. einen glänzenden Sieg erfocht, gekommen sein. Bald wurde sie aber ein beliebtes Geschenkobjekt und gehörte zu den Luxusgegenständen, mit denen sich die Jeunesse dorée der Siebenhügelstadt die Gunst künstlicher Schönen erwarb. Gräberfunde geben Zeugnis, daß die Perlen auch in Altägypten in Wertschätzung standen. Noch die Schatzkammern der Ptolomäer bargen derer von märchenhafter Pracht, und der Ruhm von „Kleopatras Perlen" klingt noch in der Gegenwart. Die schönsten Perlen dieser gefährlichen, sinnbetörenden Königin entstammten dem persischen Kronschatze. Als Alexander der Große den Perserkönig Darius besiegt und die unermeßlichen Reichtümer von Susa, Ekbatana und Persepolis gehoben und gesichtet hatte, schenkte er den herrlichsten Perlenschmuck nicht seiner Gemahlin Roxane, die eine persische Prinzessin war, sondern der berüchtigten griechischen Tänzerin Thaïs. Dies freizügige Dämchen brachte den Schmuck nach Aegypten, dort gelangte er in den Besitz der Ptolomäer, die ihn von Dynastie zu Dynastie vererbten. Es geht die Mär, daß die Perlen der Kleopatra noch heute existieren, sie sollen dem Familienschatze der Rothschild eingereiht sein. In verklungenen Tagen wurden den Herrschern Perlen als Steuer und Tribut dargebracht. Das Juwel wurde nicht nur als Geschmeide verwertet, sondern auch auf Gewändern aufgenäht, selbst die Rittermäntel wurden mit Perlen bestickt. Doch dienten sie nicht ausschließlich profanen Zwecken, man zierte ehedem auch Götterstatuen und später Säulenheiligen und Kirchengeräte mit Perlen.

Perlen wurden als Stolz und Entzücken der Frauen durch Jahrhunderte von Generation zu Generation vererbt und in Ehren gehalten. Viele Damen des Hochadels sind im Besitze köstlicher, historischer Kleinode, die oft schon der Ahnherr seinem Ehegemahl von einer Kreuzfahrt heimgebracht oder als Kriegsbeute errungen hat. In der Vorliebe für Perlen harmonieren die heterogensten Frauencharaktere, so schätzten Maria Stuart und Königin Elisabeth die Perlen gleich hoch.

Gesundheitspflege.

* Das nervöse Kind. Das viele Gerede über Nervosität hat dahin geführt, daß man die „Nerven" als ein Attribut des erwachsenen, durch die Ansprüche des Erwerbs- oder Gesellschaftslebens erschöpften Kulturmenschen betrachtet. Diese Ansicht ist selbstverständlich durchaus verkehrt. Sie führt auf der einen Seite zur Ueberschätzung mancher Zustände, die vielleicht besser mit dem Begriff Hysterie bezeichnet werden, und verschließt auf der andern Seite den Blick auf die Bedeutung der Nervosität in jüngeren Lebensaltern. Obgleich es gewiß nicht anzuraten ist, die landläufigen Begriffe von Nervosität gewohnheitsmäßig schon auf

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19101106023/fragment/page=0002